

dtv

Reihe Hanser

Sarah N. Harvey

Empfindliches Gleichgewicht

Roman

Aus dem Englischen
von Ulli und Herbert Günther

dtv

Kostenlos mobil weiterlesen! So einfach geht's.

**Hier geht's zur kostenlosen App:
www.papego.de/app**



*Erhältlich für Apple iOS und Android.
Papego ist ein Angebot der Briends
GmbH, Hamburg. www.papego.de*

Die detaillierte Anleitung finden Sie am Ende des Buches

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Sarah N. Harvey in der *Reihe Hanser*:

Arthur oder Wie ich lernte,

den T-Bird zu fahren ([dtv 62604](#))

Drei kleine Wörter ([dtv 65014](#))

Empfindliches Gleichgewicht ([dtv 65028](#))



Deutsche Erstausgabe 2017

dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

© Sarah N. Harvey 2016

Alle Rechte der deutschen Ausgabe:

© Carl Hanser Verlag München 2017

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
Spirit Level bei Orca Book Publishers, Victoria (Canada)

Umschlagfoto: Shari Nakagawa

Umschlaggestaltung: Katharina Netolitzky

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Gedruckt auf säurefreiem, chorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-65028-1

Für Monique Polak
 $XO \rightarrow \infty$

1

»Sei vorsichtig mit Bonnie«, sagt Verna zu mir. »Nicht zu fest reiben. Sie hat eine schlimme Woche hinter sich.«

Ich nicke und streife mir die Latexhandschuhe über. Nicht immer ziehe ich Handschuhe an, aber um ehrlich zu sein, es ist ein großer Unterschied, ob man den eigenen Kopf wäscht oder den eines Menschen, der offensichtlich keine Haarbürste besitzt und seit Wochen nicht geduscht hat.

Bonnie sinkt seufzend in den Sessel vor dem Waschbecken. Ihren riesigen Rucksack – einen von der Sorte, die man auf eine zweimonatige Tour durch die Wildnis mitnimmt – hat sie neben einen der drei Stühle in dem winzigen Frisiersalon gestellt. Der schmutzige Rucksack ist herausgeputzt mit Girlanden aus schmuddeligen Tüchern, diversen Häkelmützen und einer Sammlung von, wie es aussieht, Souvenir-Schlüsselanhängern – New York, Disneyland, der Eiffelturm, London Bridge. Alles befestigt mit übergroßen Sicherheitsnadeln von der Art, die man an Kilts sieht. Zusammengehalten wird der Rucksack von mehreren Gummispannbändern. Eine verbeulte Trinkflasche aus Metall steckt in einer der Seitentaschen.

»Wie geht's, Kindchen?«, sagt Bonnie, während sie ihren Kopf nach hinten über das Waschbecken legt.

»Gut«, sage ich. »Alles gut. Und bei dir?« Ich teste das Wasser mit dem Handgelenk. Zu heiß, und die Leute schreien auf, zu kalt, und sie zucken zusammen. Was der eine für heiß hält, ist für den anderen lauwarm.

Als das warme Wasser an Bonnies Kopfhaut kommt, seufzt sie wieder. »Gut, dass wir Sommer haben. Einfach alles leichter, wenn's draußen schön ist.«

Ich nicke, als wüsste ich, wie das ist, wenn man in einem der vielen Parks von Seattle übernachtet. Ich zelte noch nicht mal gern, dabei ist Zelten hier im Pazifischen Nordwesten fast eine Leidenschaft. Ich bin auch so gut wie sicher, dass Bonnie weder ein Zelt noch einen komfortablen Campingkocher hat – und erst recht kein Zuhause, in dem sie sich bei schlechtem Wetter verkriechen kann.

Mist. Das Wasser muss doch zu heiß sein, denn Bonnie stöhnt auf, als es an eine Stelle nahe ihrem linken Ohr kommt.

»Sorry«, sage ich, aber ehe ich die Temperatur ändern kann, sagt sie: »Schon gut, Kindchen. War nur ein kleiner Zusammenstoß mit einer Bierflasche.«

Ich schaue unauffällig hin – ein tiefer Schnitt über ihrem Ohr, der hätte genäht werden müssen. Sicher gehört auch eine Krankenversicherung zu den Dingen, die Bonnie nicht besitzt. Der Schnitt ist fast verheilt, aber er wird wohl noch höllisch wehtun. Ich achte darauf, dass das Shampoo nicht an die Stelle kommt, trotzdem zuckt Bonnie immer wieder zusammen. Jedes Mal, wenn ich »Sorry« sage, sagt sie »Schon gut, Kindchen«. Ich reibe behutsam, und als ich schließlich mit Waschen, Massieren und Spülen fertig bin, schnarcht Bonnie wohligh. Ich wickle ihr ein Handtuch um den Kopf, vorsichtig, um nicht an die wunde Stelle zu kommen, da wacht sie auf und lächelt mich an. Einer ihrer Schneidezähne fehlt, aber sonst sind ihre Zähne in erstaunlich gutem Zustand. Sie zwinkert mir zu. »Zahnseide nach jeder Mahlzeit. Das ist meine Devise.«

Ich helfe ihr in einen Sessel vor dem Spiegel. »Danke, Harry«, sagt Mom. »Ich kann jetzt weitermachen.«

Den restlichen Vormittag tue ich, was ich jeden Sonntagvormittag getan habe, seit ich ungefähr zwölf bin – Haare waschen und spülen, Kopfhaut massieren, frische Handtücher holen und Kaffee kochen. Seit ich vor ein paar Jahren ein iPod bekommen habe, bin ich auch für die Musik zuständig. Jede Woche stelle ich eine andere Playlist zusammen, diesmal sind es Songs von Motown. Alle singen mit, Mama, ich, Verna, der der Salon gehört, und all diese Frauen, die hier die beste Kopfmassage der Stadt bekommen, einen kostenlosen Haarschnitt und einen erstklassigen Kaffee. In die wöchentliche Playlist schmuggle ich manchmal auch ein paar von den Songs, die ich besonders gern höre wie die von Alt-J und Spoon, meistens aber ist meine Zusammenstellung eher Mainstream. Classic Rock, ein paar Country Songs, Melodien aus Broadwaymusicals. Eigentlich finde ich das alles ganz gut.

»*Stop in the name of love*«, röhrt Bonnie, und eine schmutzige Hand fährt unter dem Frisierumhang hervor, die Handfläche nach vorn gerichtet wie ein Verkehrspolizist. »*Think it o-o-ver*.«

Shanti, die Frau im Sessel daneben, die jünger (und sauberer) ist als Bonnie – sie trägt einen schwarzen Superminirock und ein pinkfarbenes durchsichtiges hautenges Top über einem weißen Spitzen-BH –, steht plötzlich auf und schmettert »*Haven't I been good to you? Haven't I been sweet and true?*«. Alle brechen in Gelächter aus.

So ist es jeden Sonntag in Vernas Salon, der auch einfach nur so heißt: Vernas Salon. Gott sei Dank nicht *Hairdesign* oder *Hair.style* oder *Hair Vision*. Als meine Mom so alt war

wie ich, siebzehn, hat sie angefangen, hier zu arbeiten. Sie sagt, Verna hat ihr das Leben gerettet. Mom hatte damals draußen vor dem Salon gebettelt, und Verna hat sie aufgenommen und ihr zu essen gegeben, hat sie bezahlt fürs Haareauffegen und Kaffeekochen, hat ihr ein Zuhause geboten und ihr das Haarschneiden beigebracht.

Verna ist jetzt zweiundachtzig, und immer noch führt sie den Salon. Viele halten Verna und Mom für Mutter und Tochter. Und irgendwie sehen sich die beiden tatsächlich ähnlich: klein, drahtig, energisch. Beide haben blaue Augen und lockiges blondes Haar. Mom trägt ihres schulterlang, Vernas Haar ist ziemlich kurz geschnitten und inzwischen größtenteils grau. Ich weiß nicht, was Verna an dem jungen Mädchen fand, das damals vor ihrem Laden saß. Ich habe sie oft danach gefragt, aber jedes Mal fällt ihre Antwort anders aus. Einmal meinte sie, es wäre, weil Mom wie Vernas tote Schwester ausgesehen hatte. Ein andermal hat sie gesagt, ihr habe gefallen, dass Mom, wie sie so dasaß und bettelte, *Sehr blaue Augen* gelesen hat. Verna ist ein großer Fan von Toni Morrison. Aber vielleicht hat sie an diesem Tag damals einfach Hilfe im Laden gebraucht. Sie war Witwe, hatte selbst keine Kinder. Auch nie welche gewollt, behauptet sie. Und dann taucht diese hungrige, zornige, clevere Ausreißerin auf, Verna mustert sie mit einem Blick und öffnet ihr die Tür zum Leben. Einfach so.

Als ich zur Welt kam, war Mom vierzig, sie hatte promoviert und einen guten Job als Dozentin für Soziologie an einem Community College, trotzdem gingen wir jeden Sonntag zum Salon und halfen Verna mit ihren »Sonntagsfrauen« – die meisten von ihnen konnten sich keine richtige Mahlzeit leisten, geschweige denn Haare waschen, schnei-

den und föhnen. Der Salon ist mein zweites Zuhause und Verna die einzige Großmutter, die ich kenne. Seit ich denken kann, liebe ich den Geruch, der in ihren gebügelten Jeans und karierten Blusen hängt, diese Mischung aus Peroxid, Dauerwellmittel, Haarspray, angesengtem Haar und dem Vanillearoma der Kerzen, die sie anzündet, um die anderen Gerüche zu überdecken. Dauerwellen und Färben hat sie vor ein paar Jahren aufgegeben. Zu viele Chemikalien, hat sie gesagt. Aber sie riecht immer noch danach. Mir ist es recht.

Ich habe mit ungefähr fünf Jahren angefangen, Haare zusammenzufegen. Niemand hat mich dazu aufgefordert; ich wollte einfach einen Job haben wie alle, und um Färbemittel anzurühren oder die Brennschere zu schwingen, war ich noch etwas jung. *Bitte sehr, Broomhilda*, hatte Mom gesagt und mir einen roten Kinderbesen samt Kehrblech in die Hand gedrückt. *Tu dir keinen Zwang an!* Die Sonntagsfrauen mochten mich. Sie brachten mir Bonbons mit, die ich sonst nie bekam, und während Mom ihnen die Haare schnitt, umarmte ich die eine und kletterte einer andern auf den Schoß. Als ich etwas größer war, brachte mir Mom einen Schemel und ließ mich beim Haarewaschen helfen. Die Frauen waren für mich einfach »Vernas Sonntagsfreundinnen« – und nicht Drogenabhängige, Alkoholikerinnen, Prostituierte oder Obdachlose. Ich wusste, dass Bonnie eine staatlich geprüfte Wirtschaftsprüferin gewesen war, bevor der Alkohol sie aus der Bahn geworfen hatte.

Und Shanti? Sie ist eine Sonntagsfrau der zweiten Generation. Ihre Mutter ist vor ein paar Jahren von einem ihrer Freier umgebracht worden. Shanti heißt eigentlich Rebecca, sie hat drei Kinder, alle von verschiedenen Männern. Der

älteste Junge ist Autist. Als sie mir zum ersten Mal von ihm erzählt hat, dachte ich, sie hätte *Artist* gesagt (wegen des laufenden Wassers hatte ich sie nicht richtig verstanden). Ich habe also gesagt *Toll! Du bist sicher mächtig stolz*. Da hat sie sich umgedreht und mir eine gescheuert. Richtig fest. Mom hat sie aus dem Sessel gezerrt, ist mit ihr vor die Tür gegangen – tropfnass, wie ihre Haare waren – und hat die Sache geklärt. Aber vergessen werde ich diese Ohrfeige nie. Den brennenden Schmerz. Das klatschende Geräusch. Die Frauen im Salon, die wie versteinert dasaßen. Nie zuvor hatte mich jemand geschlagen. Nicht einmal per Klaps auf den Hintern. Ich hatte mich damals gefragt, wie Shanti mit ihren Kindern umgehen mochte. Vielleicht wunderten die sich längst nicht mehr, wenn sie den Schlag einer flachen Hand im Gesicht spürten.

Heute hat Shanti (»bedeutet Frieden«, hat sie mir mal erklärt) ihren Jüngsten mitgebracht, einen platinblonden kleinen Jungen namens Rocco, der sich im dritten Sessel fortwährend um sich selber dreht, während ich Shanti die Haare wasche. Als er runterfällt, weint er nicht einmal. Wahrscheinlich weiß er, warum. Er schüttelt nur ein paar-mal den Kopf und klettert dann auf Shantis Schoß. Ich massiere ihre Kopfhaut weiter (»fester«, sagt sie) und höre nebenbei Bonnie zu, die meiner Mom gerade von einem Kerl erzählt, der fünfhundert Kinder hat. Was natürlich unmöglich ist. Fünfzig vielleicht. Aber fünfhundert?

»War das so ein verrückter Mormone?«, frage ich.

»Du meinst, ein Polygamist?«, sagt Mom. »Aber nicht alle Mormonen sind Polygamisten.«

»Schon klar, Frau Professor«, gebe ich zurück. »Ich nehme alles zurück.« Mom runzelt die Stirn, aber mal ehrlich –

heute ist Sonntag. Können wir also heute die Vorlesung in Soziologie nicht weglassen?

»Wie steht's mit deinem Typen?«, fragt mich Shanti. »Wie heißt der noch mal?«

»Byron«, meldet sich Bonnie zu Wort. »Wie dieser Dichter. Verrückt und böse, gefährliche Bekanntschaft. Stimmt's, Harry?«

»Genau«, sage ich. »Passt alles.« In Wirklichkeit passt nichts davon zu Byron.

Ich bin es gewöhnt, dass die Sonntagsfrauen über mein Leben Bescheid wissen. Als ich mir mit sieben Jahren den Arm gebrochen hatte, kritzelten sie ihre Namen auf meinen Gips, und als ich letztes Jahr einen Aufsatz-Wettbewerb gewonnen hatte, gratulierten sie mir. Ein besonderes Interesse zeigten sie immer an meinem Liebesleben, soweit ich eins hatte. Angefangen von Trevor Miller in der achten Klasse (»nicht gut genug für dich«, war damals die einhellige Meinung gewesen, weil er mir zum Geburtstag weder Blumen noch Schokolade mitgebracht hatte) bis hin zu Byron, meinem aktuellen Freund. Was sie bis jetzt nicht wissen: Byron ist vor zwei Monaten weggezogen, quer durchs Land bis nach New York, wo sein Vater eine Stelle als Manager eines großen Tanzensembles angenommen hat. Byron hätte sein letztes Jahr an der Highschool in Seattle machen können – seine Eltern hatten ihm die Wahl gelassen –, aber er entschied sich für New York statt für mich, und da habe ich mit ihm Schluss gemacht. Bloß nicht dieses Scheißgetue *Wir skypen jeden Tag*. Fernbeziehungen sind zum Scheitern verurteilt. Weiß doch jeder.

Aber das Schlimmste ist, dass Byron nicht nur als der Junge, in den ich mich verliebt habe, mein Freund war; er ist

schon immer mein bester Freund gewesen. Es klingt wie ein Klischee, aber es ist wahr. Wir haben uns im Kindergarten kennengelernt, wo uns die Begeisterung für Fingerfarben sowie unsere gemeinsame Abneigung gegen Apfelsaft zusammengeschmiedet hat. Kaum hatten unsere Mütter festgestellt, dass wir in der gleichen Straße einander gegenüberwohnten, wurden auch sie beste Freundinnen. So waren wir beide, Mom und ich, wie am Boden zerstört, als Byron mit seiner Familie wegzog. Am Anfang riefen meine Freundinnen an, texteten, versuchten, mich zum Reden zu bringen, drängten mich, nicht immer nur in meinem Zimmer zu sitzen und zu heulen. Ich ignorierte sie, und schließlich ließen sie ihre Anrufe sein. Sogar meine gute Freundin Gwen gab auf, und sie ist neben Mom der hartnäckigste Mensch, den ich kenne. Ohnehin ist Gwen über die Sommerferien weg, sie besucht zurzeit ihren Vater.

Mom fängt meinen Blick auf. »Ich hab jetzt Zeit für dich, Shanti«, sagt sie. Sie weiß, wie sehr ich Byron vermisse. Sie weiß auch, dass ich nicht darüber reden mag. Mit ihr nicht. Mit keinem.

Ich nehme den schläfrigen Rocco von Shantis Schoß und kuschle mich mit ihm auf das alte Zweiersofa in der Warteecke. Ich fühle mich ganz so, wie die Sonntagsfrauen aussehen: alt und müde und schlecht behandelt. Ich lege den Kopf auf das kleine Kissen, das mit den Worten *I am not afraid of storms, I am learning to sail my own ship* bestickt ist, schließe die Augen und überlasse mich dem Schlaf. Als Letztes höre ich, wie die Frauen ganz passabel »Respect« singen.

Als ich aufwache, ist Rocco verschwunden, der Salon leer und meine Wange zerknautscht von den Falten des Kissens. Eine von Vernas Häkeldecken ist über mich gebreitet. Wenn Verna nicht gerade im Salon arbeitet, häkelt sie bunte kleine Quadrate, aus denen irgendwann Decken entstehen. Sie macht pro Jahr mindestens sechs davon, und die verschenkt sie dann an irgendwelche Leute, die so aussehen, als würden sie frieren oder dringend eine Aufheiterung brauchen. Was im Winter auf so ziemlich jeden in Seattle zutrifft. Jahrelang hat Verna versucht, mir das Häkeln beizubringen, doch selbst sie musste am Ende zugeben, dass mein einziges Geschick darin besteht, ihr den Wollstrang zu halten, während sie die Wolle zu einem Knäuel aufwickelt.

Auch meine Mom hat nie häkeln gelernt. Oder stricken oder nähen. Sie ist kein Fan von »häuslichen Handarbeitskünsten«, wie sie es nennt, dafür macht sie schon seit vor meiner Geburt Taekwondo. Inzwischen hat sie einen schwarzen Gürtel und gibt einmal pro Woche Abendkurse für Mädchen. Ich habe eine Zeit lang mitgemacht: Die fünf Lebensregeln fand ich ganz gut – Höflichkeit, Integrität, Geduld, Selbstdisziplin und Unbezwingbarkeit –, vor allem, nachdem ich gelernt hatte, diese Prinzipien mit einem gekonnten Ellbogenstoß zu verdeutlichen. Das war auch die einzige Bewegung, die ich beherrschte, bevor mir ein Mädchen namens Bethany Kirk bei einem Roundhouse-Kick beinahe den Arm brach. Daraufhin habe ich beschlossen aufzuhören. Bei jeder Sportart kann man sich verletzen, ich weiß (beim Basketballspielen habe ich mir mal ein blaues Auge eingehandelt), doch bei Kampfsportarten scheint man Verletzungen fast heraufzubeschwören. Irgendwie cool ist es aber schon, wenn man weiß, dass die eigene Mutter so

ziemlich jeden fertigmachen könnte. Verna nennt Mom »Titanfaust im Wollhandschuh«. Und damit meint sie nicht nur ihre Körperkraft.

Ich liege unter der Häkeldecke und denke an Byron. Wie weit entfernt er ist. Wie einsam ich bin. Als wir klein waren, saßen unsere Mütter an Sommerabenden an unserem Küchentisch, tranken Wein, lachten – vielleicht weinten sie auch, das war manchmal schwer zu unterscheiden – und redeten, worüber Mütter so reden. Arbeit, Männer, Kinder, Bücher, Schuhe, wo man die besten Bagels bekommt. Stets lagen ihre Stimmen in der Luft wie der Duft des Geißblatts, das den Zaun überwuchert. Mom breitete immer eine von Vernas Häkeldecken auf den Rasen im Garten hinter dem Haus, und dort lagen Byron und ich nebeneinander und warteten darauf, dass die Sonne unterging und die Sterne hervorkamen. Gewöhnlich schliefen wir ein, bevor der Mond aufging. In dem Sommer, als wir vierzehn waren, strich Byron einmal über meine Wange, als er dachte, ich würde schlafen. Ich schlug seine Hand weg und sagte *Habe ich da einen Käfer?*

Nein, sagte er. *Keinen Käfer.*

Einen Monat später hielt er meine Hand, während es langsam dunkel wurde. Ich hatte nichts dagegen, obwohl ich mich fragte, warum er das machte. Im nächsten Sommer, als er sich neben mich auf die Häkeldecke legte und sein Arm den meinen streifte, drehte ich mich zu ihm hin und schlang meine Beine um seine. Ich hatte das nicht geplant, ich hatte gar nicht gemerkt, dass mein Gefühl für ihn nicht mehr nur rein schwesterlich war. Wieso hatte ich nicht verstanden, dass sich alles – und nichts – geändert hatte? Meine Lippen schwebten über seinen. Ich konnte

den Thunfischauflauf riechen, den wir am Abend gegessen hatten. Ich wünschte, ich hätte an Lipgloss gedacht und einen hübscheren BH getragen. Als später unsere Mütter herauskamen und nach uns riefen, fanden sie uns atemlos und erregt. Sie sahen sich an, grinsten und zuckten mit den Schultern. Als hätten sie schon immer so was geahnt. Am nächsten Tag ist Mom mit mir zur Mädchensprechstunde beim Frauenarzt gegangen. Während wir warteten, sagte sie, *Guter Sex hat mit Erwartung und Vorfreude zu tun, Harry. Und mit Achtung, Schutz und gegenseitiger Verständigung. Wenn du über Sex nicht reden kannst, solltest du keinen haben. Es eilt ja nicht.*

Ich nickte und tat, als sei ich total gefesselt von einer *US Weekly*, die schon ein Jahr alt war. Als ich aufgerufen wurde, ging ich allein in den Behandlungsraum, während Mom Formulare ausfüllte. Ich kam mit einer Packung Kondome heraus und mit einem Rezept für die Pille, das ich nie eingelöst habe. Ja, es stimmt, wir hatten damals beschlossen zu warten. Inzwischen scheint mir das lachhaft – die ganze Zeit vertan mit warten, dass man *erwachsen* und *achtsam* wird und geduldig für *geschützten Sex*. Ich ziehe mir die Häkeldecke über den Kopf und schlafe weiter.

2

»Ich mache mir Sorgen um dich, Harry«, sagt Verna.

Ich halte im Fegen inne und betrachte den Berg aus Haaren auf dem rissigen Linoleumboden. Es ist Dienstag, später Nachmittag. Gestern habe ich den größten Teil des Tages geschlafen, und ich wäre auch jetzt noch im Bett, wenn Mom mich nicht mit zu Verna geschleppt hätte. In diesem Sommer habe ich drei Jobs. Der erste ist Aushelfen in Vernas Salon, der zweite Gassigehen mit Hunden (nicht mit eigenen – Mom erlaubt mir keinen Hund) und der dritte meine Arbeit als Moms Wissenschaftliche Assistentin. Bis jetzt bin ich bei allen, außer beim Gassigehen, ziemlich unbrauchbar.

Ich ziehe die Schultern hoch und schiebe den großen Haarberg in eine Ecke. Die Anstrengung macht mich schwindlig, was einfach nur lächerlich ist. Es ist ein Haarknäuel, um Himmels willen, kein Felsblock. Verna redet immer noch, irgendwas in der Richtung, ich soll mich zusammennehmen. Ich will etwas sagen, aber mein Mund fühlt sich an wie damals, als ich im Kindergarten Tapetenkleister gegessen hatte – verstopft, verklebt, lahm.

»Alles gut«, nuschle ich.

Verna nimmt mir den Besen aus der Hand und dirigiert mich zu dem alten Sofa. »Das ist eindeutig nicht der Fall«, sagt sie. »Du hast Liebeskummer. Das sehe ich doch, aber den kannst du nicht wegschlafen. Glaub mir, nachdem Frank gestorben war, habe ich das auch versucht. Es hat nicht geholfen. Sobald ich aufgewacht bin, war für den

Bruchteil einer Sekunde alles gut – aber dann hat es mich wieder gepackt.«

Ich nicke.

»Weißt du, was ich damals gemacht habe?«

Ich schüttele den Kopf.

»Ich habe gearbeitet. Mich beschäftigt. Nichts anderes. Zum Heulen habe ich mir jeden Tag nicht mehr als zehn Minuten zugestanden. Danach habe ich weitergearbeitet.«

Zehn Minuten täglich? Wie soll das reichen?

»Fühlst du dich denn besser oder schlechter, wenn du stundenlang in deinem Zimmer geheult hast?«

Ich überlege. »Schlechter«, sage ich.

Verna steht auf und zupft ein paar Haare von ihren Jeans. »Na, da hast du deine Antwort.«

»Meine Antwort?«

»Das Leben geht weiter, Kindchen. Je eher du das akzeptierst, desto besser.«

»Zehn Minuten! Ha!«

Verna tätschelt meinen Arm. »Fang mit fünfzehn an«, sagt sie. »Aber nicht mehr.«

Ich nicke, streiche den Stapel Boulevardmagazine auf dem Tischchen vor dem Sofa glatt und überfliege geistesabwesend die Schlagzeilen. Die Kardashians treiben ihre üblichen Spielchen. Wie mag das sein, überlege ich, wenn man eine so große Familie hat? Mom war ein Einzelkind, ich bin ein Einzelkind. Einen Vater habe ich nicht. Es gibt also keine Cousins und Cousinen und keine großen Familientreffen. Keine Streiterei mit einem großen Bruder um das letzte Kuchenstück, keine lautstarke Auseinandersetzung mit einer kleinen Schwester, weil sie mein Lieblings-T-Shirt trägt. Ich habe das nie vermisst.

Wieder kommen mir die Tränen, aber weil ich nicht vor Verna weinen will, nehme ich eine der alten Zeitschriften und lese den Artikel, von dem Bonnie am Sonntag erzählt hat, die Geschichte über den Mann mit den vielen Kindern. Wie sich herausstellt, war er ein Samenspender, der sich entschlossen hatte, zu möglichst vielen seiner Kinder Kontakt aufzunehmen. Plötzlich kommt mir der Gedanke, ob ich eins von diesen Kindern sein könnte – was natürlich lächerlich ist. Oder?

Ich stecke die Zeitschrift in meinen Beutel.

»Brauchst du mich noch?«, frage ich Verna, die gerade das Geld in der Kasse zählt und mit einem Bleistiftstummel, dessen Spitze sie immer wieder ableckt, Zahlen notiert.

Sie schaut auf und lächelt. »Lauf schon, Liebes«, sagt sie. »Ich schließe nur noch ab. Seh' ich dich morgen?«

Ich nicke, drücke ihr einen flüchtigen Kuss auf die Wange und gehe.

Als ich nach Hause komme, sitzt Mom in der verglasten Veranda, die sie als Arbeitszimmer nutzt. Ich stecke meinen Kopf hinein und sage Hi. Sie steht vom Computer auf. »Was ist los?«, sagt sie und streckt sich. »Du kommst früh.«

»Nicht besonders«, sage ich. »Verna hat gesagt, sie braucht mich nicht mehr.«

»Also, wenn du fertig bist, hier gibt's jede Menge zu tun. Ich habe meine Assistentin vermisst.«

»Sorry«, sage ich. »Ich setz mich dann gleich dran, versprochen. Aber erst mal brauch ich eine Dusche.« Und ein Nickerchen. Das sage ich aber lieber nicht laut. Mom hält nicht viel von Nickerchen am helllichten Tag.

Sie nickt und setzt sich wieder an den Schreibtisch. Sie